

Der Vogelschorsch

© Jacoby & Stuart

Hannes Wirlinger

Der Vogelschorsch

Ein Roman

Bilder
von Ulrike Möltgen

Meiner Großmutter, allen weisen und weltoffenen Menschen.

Hannes Wirlinger, geboren 1970 in der Stahlstadt Linz, hatte eine behütete Kindheit in Niederösterreich. Danach Studium der Kommunikationswissenschaft und Politikwissenschaft in Wien. Die Liebe zu Büchern und zu Geschichten begleitet ihn seit der Kindheit. Als Schüler dann erste Schreibversuche. Auslöser war das Erwachen der Liebe, was sonst? Kurzgeschichten, Gedichte, längere Texte entstehen. Später Besuch der Drehbuchschule Wien. Auseinandersetzung mit Struktur, Plots und Charakterentwicklung. Erste Erfolge und Honorare. Seit 2003 freier Drehbuchautor und Schriftsteller in Wien. Autor von zahlreichen Fernsehkrimis für die Serie *SOKO Kitzbühel*. In letzter Zeit widmet er sich Kinder- und Jugendbüchertexten. Für seinen ersten Jugendroman *Der Vogelschorsch* erhält er 2017 das Mira Lobe-Stipendium, die höchste Staatsförderung Österreichs.

Verlagshaus Jacoby & Stuart



1
Als ich den Vogelschorsch zum ersten Mal sah, regnete es Fische. Glitschige, schuppige, bescheuert stierende Fische. Massenhaft. Hunderte. Tausende. Sie fielen aus dem verwitterten dicken Betonrohr oberhalb unseres Hauses. Soviel wie noch nie im Sommer zuvor. Nicht nur die winzigen Fischkinder, die sonst immer aus dem Rohr plumpsten, sondern auch deren Karpfen-Eltern, Wels-Brüder, Rotfeder-Schwestern, Barsch-Onkel, Zander-Tanten und Hecht-Großeltern.

Sie wurden mit voller Wucht vom reißenden Wasser durch das vierzig Zentimeter breite Loch gepresst.

Das war vielleicht ein Tohuwabohu. Überall Fische. Und wir mitten drinnen. Der Mühltaler Max, der Lederer Lukas und ich. Die Fische flogen in ein langgestrecktes knietiefes Becken. Das Wasser darin gurgelte, schäumte und wirbelte wütend. Von dort bahnten sich viele den beschwerlichen Weg durch das seichte Rinnsal. Voller Hoffnung den Erlinger Bach zu erreichen, der einige Kilometer später in die Donau mündet. Die Schwachen und die Großen steckten aber in dem flachen Gewässer fest. Eingezwängt. Verloren. Dem Tode geweiht. Mit dem Mut der Verzweiflung sprangen sie über ihre Artgenossen, um den einen oder anderen Stein zu überwinden und landeten am Ufer. Im Trockenen. Zuckten, rangen nach Luft, linsten ins Leere. Sie blieben kraftlos im Gras liegen und würden innerhalb von Minuten jämmerlich ersticken.

Wir wateten mit nackten Füßen in dem Rinnsal und klaubten so viele Fische wie wir konnten auf. Sachte setzten wir sie in den Bach und ließen sie weiterschwimmen. Der Mühltaler Max war der geschickteste. Er rettete den meisten Fischen das Leben. Ihm war es egal, ob sie klein oder groß, dick oder dünn waren. Der Lederer Lukas hatte sich auf die Prachtexemplare spezialisiert. Für die unter einem Kilogramm machte er sich erst gar nicht die Hände schmutzig. Ich hatte nicht so hohe Ansprüche, sondern kümmerte mich um die, die übrig blieben. Die von den anderen übersehen wurden. Obwohl ich schon damals ahnte, dass ich nicht alle retten konnte. Weder alle Fische noch alle Menschen und schon gar nicht den Vogelschorsch.



In einer Verschnaufpause strich mein Blick an einem Haselnussstrauch entlang, am Blätterdach der Buche vorbei, und plötzlich entdeckte ich den Vogelschorsch. Vom ersten Augenblick an war mir klar, dass er anders war. Anders als die Burschen, die ich bisher gesehen hatte. Schon damals hatte ich ein beunruhigendes Gefühl. Denn wenn man anders als die anderen ist, bezahlt man oft einen hohen Preis. Vor dem Anderssein haben die meisten Menschen Angst. Deshalb ist es bequemer wie alle zu sein, sich einzufügen und nicht aufzubegehren. So lassen sie einen zumindest in Ruhe. Das Unglück war: Der Vogelschorsch war wirklich vollkommen anders. Hätte er sich nur ein winziges, klitzekleines Stückchen angepasst, hätte alles ein besseres Ende nehmen können. Und nicht so ein schrecklich trauriges.

Er trug eine Frisur, als hätte ihm jemand einen Topf schräg auf den Kopf gesetzt, und dann mit der Schere rundherum am Rand entlang die Haare abgeschnitten. Keinen anderen Jungen habe ich mit so einer Frisur gesehen. Sein Gesicht war oval wie ein Ei. Er hatte große blaue Augen, über denen zündholzdicke Augenbrauen verliefen. Seine Lippen ruhten schmal im unteren Drittel seines Gesichts und waren eine Spur heller als die vom Mühltaler Max. Die Nase verlief gerade. Seine helle Haut erschien mir fast durchsichtig wie Pauspapier. Meist lag ein eigentümliches Lächeln auf seinen Lippen. Sogar noch, als ihn der Lederer Lukas mit einem

Stein traf. Das war ein paar Tage, nachdem ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte.

Jetzt hockte der Vogelschorsch so wie wir in der Runse. Nur nicht barfuß, sondern in klobigen braunen Schuhen. Seine Socken waren wasserdurchtränkt wie seine weite braune Hose aus grobem Stoff mit einer Bügelfalte in der Mitte. Zwei dreifingerbreite Hosenträger hielten sie an seiner Hüfte fest. Darunter trug er ein weißes Hemd, dessen oberster Knopf zugeknöpft war. Nicht um viel Geld hätte ich je so eine Hose oder so ein Hemd oder solche Schuhe angezogen. Am meisten überraschte mich aber, dass der Vogelschorsch, obwohl es bereits Sommer war und es etwa dreißig Grad hatte, über seinem Hemd und seiner Hose einen grünen dicken Lodenmantel mit fünf Hirschgeweihknöpfen trug. Der Saum des offenen Mantels reichte bis zu den Schuhen und war schon ganz braun und dreckig vom Wasser und dem Schlamm. Er hatte den Blick gesenkt und griff nach einem Fisch, der im Gras lag. Er hielt das Rotauge in den Händen, aber das rutschige Tier glitt ihm zwischen den Fingern hindurch und fiel ins Gras. Er packte das Rotauge und wieder entschlüpfte es ihm und fiel weiter denn je vom rettenden Wasser entfernt auf den Erdboden.

Der Vogelschorsch stieg aus dem Bächlein, griff nach dem Fisch, aber das tragische Schauspiel begann von neuem. Hilflos ließ er das Tier liegen, drehte sich um und fischte einen Karpfen aus dem Rinnsal. Doch auch der Einkilofisch entkam zappelnd seinen Händen und klatschte auf einen Stein. So erging es ihm mit jedem weiteren Fisch, den er retten wollte.

Entmutigt und verzweifelt richtete sich der Vogelschorsch auf und überließ die herumliegenden Tiere ihrem Schicksal. Ich spürte plötzlich eine riesengroße Wut in mir aufkeimen. Er konnte doch nicht einfach all die unschuldigen Tiere sterben lassen. Ich ballte die Fäuste und war knapp davor, ihn anzubrüllen, doch dann hob er plötzlich den Blick. Ich hatte noch nie in ein so trauriges Gesicht geschaut. Riesengroße Tränen rollten über seine Wangen. Er weinte lautlos, aber mit so einer Inbrunst, als hätte er den Schmerz jedes Menschen und jedes Tiers auf der Welt in sich vereint. Gleich darauf passierte etwas Wunderbares und zugleich Seltsames. Ein Spatz tänzelte übermütig über ihn hinweg und zog die Aufmerksamkeit vom Vogelschorsch auf sich. Obwohl er abgrundtief schluchzte, hob er seine Mundwinkel zu dem wärmsten, reinsten und zärtlichsten Lächeln, das ich je bei einem Menschen beobachtet hatte, als er dem Vogel hinterherschaute.

Noch heute, Jahrzehnte danach, denke ich an dieses einzigartige Lächeln mit den vielen Tränen. Wie angewurzelt blieb ich damals stehen. Bis ich Motorenlärm hörte. In einiger Entfernung wurden Autotüren aufgerissen und wieder zugeschlagen. Aufgeregte Männerstimmen schnitten wie Messerklingen in das Rauschen des Wassers. Die Stimmen wurden lauter und hektischer. Sie sprachen davon, dass im Teich oberhalb unseres Hauses das Abflussgitter des Mönchs gebrochen war. Deshalb flossen das Wasser und die zahlreichen Fische ungehindert durch das Rohr. Nun galt es so viele Fische wie möglich in Plastiktröge zu werfen und zurück in den Teich zu setzen.

Durch die im Wind wiegenden Blätter konnte ich Schatten erkennen. Nur noch Sekunden, bis die Männer das Wald-

stück erreichten. Ich schreckte blitzschnell herum, um dem Vogelschorsch eine Warnung zuzurufen. Ich kannte ihn zwar nicht, aber unter uns Gleichaltrigen gab es einen Pakt: Wir halfen uns gegen die Erwachsenen. Der galt für den Vogelschorsch wie für alle anderen. Mein Schrei verstummte aber in meinem Hals. Der Platz, an dem der Vogelschorsch Sekunden vorher noch gestanden hatte, war leer. Zuerst dachte ich, ich hätte ihn mir nur eingebildet. Wie konnte er sich sonst so schnell in Luft auflösen? Er musste ein Geist sein. Oder ein Troll. Oder ein Elf. Oder sonst irgendeine Gestalt aus der Fantasiewelt. Darum beschloss ich, weder dem Mühltaler Max noch dem Lederer Lukas vom Vogelschorsch zu erzählen. Plötzlich packte mich der Mühltaler Max an der Hand und zog mich aus dem Wasser.

„Lauf, Leni! Lauf! Sie dürfen uns nicht entdecken! Sie glauben sicher, wir haben Fische gestohlen.“

Wir schnappten unsere Schuhe und hetzten barfuß zwischen den Baumstämmen hindurch, als wäre ein Dämon hinter uns her. Der Lederer Lukas an der Spitze mit seinen flinken dünnen Beinen. Er war der Schnellste in der Klasse. Der Mühltaler Max hastete ihm als Zweiter hinterher. Er hatte längst meine Hand losgelassen. An letzter Stelle versuchte ich, nicht zu viel Abstand zu den beiden zu verlieren. Irgendwann mitten im Wald blieb der Lederer Lukas zum Glück stehen. Er wirkte ganz ruhig, im Gegensatz zum Mühltaler Max und zu mir. Wir schnaubten wie zwei alte Dampflokomotiven und stützten uns auf die Knie. Da meine Füße schmerzten, setzte ich mich einfach ins Moos und beschloss, keinen einzigen Schritt mehr zu gehen.

Der Lederer Lukas holte sein altes Taschenmesser heraus, brach einen geraden Ast von einem Haselnussstrauch und

schnitzte das dickere Ende zu einer Spitze. Der Mühltaler Max kletterte auf eine Buche, weil er schauen wollte, ob er die Männer von oben sehen konnte. Die vielen Baumkronen verwehrten ihm den Blick. Ich streckte einfach nur schweigend meine Füße aus und fragte mich, ob der Vogelschorsch nun echt war oder ob ich völlig verrückt geworden war. Der Lederer Lukas schoss seinen Holzspeer zwischen Baumstämmen weit in den Wald. Wir haben ihn danach nicht mehr gefunden. Der Mühltaler Max sprang vom Ast, rutschte auf dem Moosboden aus und landete auf dem Hintern. Der Lederer Lukas und ich zerkugelten uns vor Lachen darüber.

Sogar der Mühltaler Max lachte mit, hielt sich dabei aber mit einer Hand den Hintern. Wahrscheinlich, weil er ihm ziemlich wehgetan hat. Geklagt hat er aber nicht.

Obwohl ich mir geschworen hatte, keinen Schritt mehr zu machen, bin ich trotzdem irgendwann aufgestanden und nach Hause gegangen. Natürlich gemeinsam mit dem Lederer Lukas und dem Mühltaler Max. In der Nacht habe ich dann von einem gewaltigen Fischschwarm im Meer geträumt. Mitten drin trieb der Vogelschorsch wie schwerelos. Er trug ein Lächeln auf seinen Lippen.



Auf dem Ast hing ein zweites Vogelhaus. Es war nicht so schief wie das Erste. Sie wiegten sich parallel nach rechts und nach links. Der Vogelschorsch und ich sind auf der Lichtung vor der Eiche im Gras gesessen und haben Käsebrote gegessen, die ich geschmiert hatte. Er hatte die Beine abgewinkelt gehabt und gierig das Brot in sich hineingestopft. Seinen Mantel hatte er aufgeknöpft. Sein weißes Hemd und seine Hosenträger kamen zum Vorschein. Mir war wie immer in der Nähe der Eiche kalt. Viele Vögel sind zwar im Baum gesessen, aber in den beiden Vogelhäusern sind keine gewesen. Der Rabe ist in zehn Meter Abstand von uns im Gras herumgestakst. Der Vogelschorsch schmiss ihm Nüsse hin, die er aus seiner Manteltasche gefischt hat. Der Rabe stieß die harte Schale mit seinem Schnabel auf. Ich deutete auf die Hosenträger vom Vogelschorsch.

„Warum trägst du keinen Gürtel? Dann brauchst du die nicht mehr.“

Der Vogelschorsch blickte mich auf einmal düster an, und seine Stimme bebte, als er antwortete.

„Ich mag keine Gürtel. Ich werde niemals einen Gürtel tragen.“

Ich zuckte nur mit den Achseln. Von mir aus, wenn er keine Gürtel tragen wollte, dann sollte er halt in seinen Hosenträgern herumrennen. Dann griff ich in meinen Rucksack und hielt ihm noch ein Käsebrot hin. Er nahm es dankbar an und biss ab. Hungrig war er die meiste Zeit.

„Du brauchst ein Fahrrad, Schorsch“, appellierte ich, als ich mit meinem Brot fertig war.

„Alle haben Fahrräder. So können wir weitere Strecken zurücklegen und sehen mehr von der Welt.“

„Wozu soll ich mehr von der Welt sehen? Ich habe hier alles.“

Wenn der Vogelschorsch nicht den Ort verlassen wollte, war das seine Sache. Ich würde später einmal viel reisen. Das stand für mich fest.

„Willst du nicht andere Länder sehen und mit andern Menschen sprechen?“

Der Vogelschorsch hielt mit dem Essen inne und überlegte. Dann begann er wieder zu kauen, ohne mir zu sagen, wober er nachgedacht hatte.

Ich legte mich auf die Seite und sah den Vogelschorsch sanft an.

„Aber ein Fahrrad brauchst du trotzdem.“

„Meine Eltern haben es mir nie beigebracht. Ich kann nicht Fahrrad fahren.“

Ich sah ihn verblüfft an. Hatte ich richtig gehört? Radfahren war doch das einfachste der Welt. Jedes Kind konnte es. Jedes bis auf den Vogelschorsch.

„Meine Mutter hat ein Fahrrad. Mit dem könnte ich fahren. Ich kann den Sitz verstellen. Dann könnte ich mit den Füßen bis zu den Pedalen reichen.“

Auf dem Rückweg sagte der Vogelschorsch kein Wort mehr. Es roch nach Pilzen und Moos. Wir hörten das Krächzen eines Raben. Wahrscheinlich flog er über die Baumkronen hinweg zurück zum Nachbarhaus. Sehen konnten wir ihn nicht, dazu war das grüne Blätterdach zu dicht. Plötzlich berührte der Vogelschorsch meinen Oberarm und blieb ste-

hen. Er deutete auf einen Ast einer Erle, auf dem eine Amsel saß und uns beobachtete.

„Graf von Wurmmund“, flüsterte der Vogelschorsch erfreut. Es war eine Amsel mit orangen Ringen um die Augen. Die hatten aber alle männlichen Amseln und sicher nicht nur Graf von Wurmmund. Wie konnte er also so sicher sein?

„Das ist nicht Graf von Wurmmund.“

„Allemaal. Diese Augen. Der schmale elegante orangefarbene Schnabel. Sein feines schwarzes Federkleid. Solche Federn hat nur er. Ich kenne ihn. Er fliegt mir schon den ganzen Tag hinterher“, offenbarte der Vogelschorsch.

Ich war hin und her gerissen. Für mich sahen alle Amseln gleich aus. Ich wusste ja nicht einmal, ob es Grafen unter ihnen gab.

Obwohl ich dem Mühltaler Max zustimmte. Wenn es Könige unter den Tieren gab, weshalb sollte es dann nicht auch Grafen geben? Das klang für mich logisch. Vorsichtig schritt der Vogelschorsch auf die Amsel zu und ließ den Vogel dabei nicht aus den Augen.

„Hallo, Graf von Wurmmund. Du fliegst mir ja schon die ganze Zeit hinterher. Wenn du willst, trage ich dich ein Stück. Du kannst dich auf meiner Schulter ausruhen“, sprach der Vogelschorsch mit ruhiger Stimme. Ich wagte nicht zu atmen oder mich zu bewegen, damit ich die Amsel nicht verscheuchte. Der Vogelschorsch hob ganz langsam den Arm in die Höhe und streckte seine Hand dem Vogel entgegen.

„Komm nur! Keine Angst, ich tue dir nichts. Aber das weißt du ja. Komm, mein kleiner Freund“, beschwor er den Vogel. Ich rechnete jeden Moment damit, dass der Graf wegfliegen würde. Der würde sich nie und nimmer einfangen lassen. Nicht einmal vom Vogelschorsch. Ich irrte. Und wie! Graf

von Wurmmund sprang auf seinen Handrücken, tippelte über den Arm und blieb auf seiner Schulter stehen.

Langsam wurde mir der Vogelschorsch unheimlich. Mir stand der Mund vor Staunen weit offen. So etwas hatte ich noch nie erlebt.

„So ist es gut, Graf von Wurmmund“, lobte der Vogelschorsch die Amsel und griff in seine Tasche nach Sonnenblumenkernen. Der Vogel pickte sie aus seiner Hand auf. Nur als ich nähertrat, hielt die Amsel wachsam inne.

„Das ist Lena. Die kennst du ja schon. Sie tut dir nichts.“

Diese Worte schienen den Vogel zu beruhigen. Er wandte sich wieder dem Futter zu. Der Vogelschorsch blickte mich glücklich an.

„Gehen wir!“, sagte er und spazierte mit Graf von Wurmmund auf seiner Schulter und mir an seiner Seite durch den Wald. Fortan begleitete ihn nicht nur der Rabe, sondern auch Graf von Wurmmund, sobald er das Nachbarhaus verließ.

Knapp bevor wir unser Haus erreichten, flog die Amsel in die Baumkrone unseres Kirschbaumes. Von einem Ast spähte sie zu uns herüber.

„Wir sehen uns dann morgen, Lena. Nach dem Mittagessen?“, fragte er und erwartete von mir ein Kopfnicken.

„Morgen nicht. Wir können uns nur mehr jeden zweiten Tag sehen.“

„Ach, und weshalb?“

„An den anderen Tagen treffe ich mich mit dem Mühltaler Max und dem Lederer Lukas. Sie sind auch Freunde von mir. Sonst sehe ich sie überhaupt nicht mehr.“

Der Vogelschorsch schaute mich ruhig an. Es lag kein Zorn oder Bedauern in seinem Blick, sondern nur Erstaunen. Falls es ihn störte, behielt er es für sich.

„Dann sehen wir uns übermorgen. Servus, Lena.“ Er drehte sich um, als wäre nichts gewesen.

„Schorsch, warte“, rief ich.

„Ich glaube, es ist besser, wenn wir uns alleine treffen. Ohne den Mühltaler Max und den Lederer Lukas. Sie waren letztes Mal so grob zu dir, und das hat mir überhaupt nicht gefallen. Denkst du nicht auch, dass es so das Beste ist?“

Ich erwartete Zustimmung. Er kratzte sich abwägend an der Nase.

„Du brauchst dir meinetwegen keine Sorgen machen, Lena. Mir geht es gut. Deine Freunde müssen nicht meine Freunde sein. Ich habe genug eigene Freunde. Wie Graf von Wurmmund und Herrn Schwarzfeder.“

So nannte er also den Raben, der in der Wiese auf und ab stakste, und uns dabei fortwährend Blicke zuwarf. Anscheinend war er kein Graf. Für den Vogelschorsch schien die Welt sehr einfach zu sein. Er nahm alles, wie es kam.

Erst später, viel zu spät wurde mir klar, dass der Vogelschorsch sehr feinfühlig war.

„Und die Feichtinger Simone? Ist die eine Freundin von dir?“

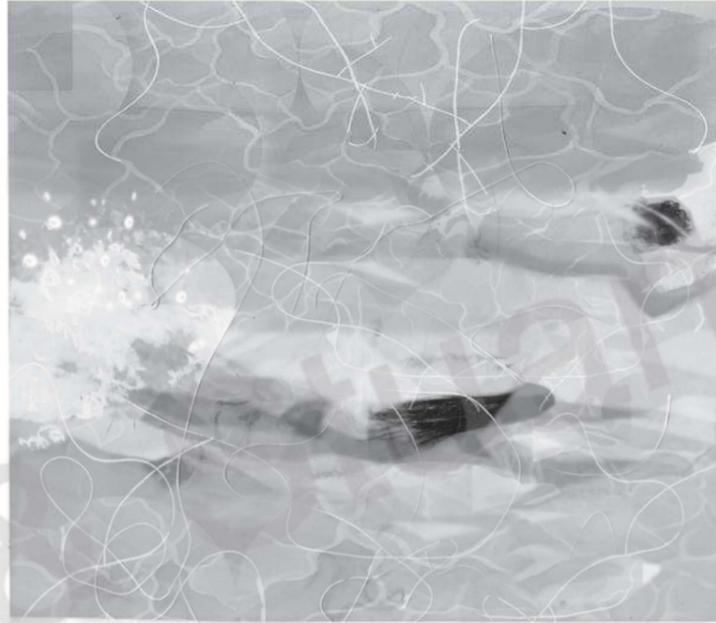
„Die Feichtinger Simone ist nett, aber eingebildet. Sie stellt in einer Tour Fragen. Die ist keine Freundin von mir“, erklärte er bestimmt.

Ich hätte ihn auf der Stelle umarmen können, aber das war mir dann doch zu viel. Vielleicht war es Eifersucht, ich wusste nur, ich wollte ihn nicht teilen. Und schon gar nicht mit der Feichtinger Simone. So eine blöde Kuh.

„Dann bis übermorgen, Lena. Ich frage meine Mama, ob ich ihr Rad haben darf.“

Der Vogelschorsch winkte mir zum Abschied.

Dann spazierte zum Nachbarhaus hinüber. Herr Schwarzfeder hüpfte in großen Sätzen neben ihm über die Wiese. Graf von Wurmmund zog Kreise über seinen Kopf hinweg. Ein merkwürdiges Trio.



11

Den Vogelschorsch habe ich nie im Nachbarhaus besucht. Er ist, wenn wir uns trafen, zu mir gekommen. Dafür haben mich der Mühltaler Max und der Lederer Lukas hin und wieder eingeladen. Zum Schwimmen zum Beispiel. Zur Feichtinger Simone. Das Beste daran war, dass sie gar nicht da war, weil sie mit ihren Eltern, ihrem kleinen Bruder und dem Labrador noch auf Urlaub war. Der Pool war mit einer Plane zugedeckt. Wir sind über die angrenzende Wiese zur Hinterseite des Hauses gefahren. Hinter der Hecke haben

wir unsere Fahrräder versteckt, damit sie niemand aus einem vorbeifahrenden Auto sehen konnte. Der Mühltaler Max ist als Erster über den Gartenzaun geklettert. Ich als Zweite und als Letzter der Lederer Lukas. Ich habe schon ein wenig Muffensausen gespürt, als wir plötzlich im Garten von der Feichtinger Simone standen. Der Mühltaler Max versicherte mir zwar, dass die Feichtinger Simone es erlaubt hat. So eine blöde Kuh. Ganz getraut habe ich ihm aber nicht. Der Mühltaler Max bog sich oft die Wahrheit zurecht.

Kein Spielzeug lag herum und sogar das Sicherheitsnetz des Trampolins war verschlossen. Ich habe mich auf der Terrasse umgesehen und wollte durch die Tür ins Innere blicken, doch überall waren dicke Rollläden heruntergelassen. Der Mühltaler Max und ich sprangen Trampolin, bis der Lederer Lukas die Plane des Pools eingerollt hatte. Blöd war er nicht, der Lederer Lukas. Er redete nicht so viel wie der Mühltaler Max, aber dafür beobachtete er umso genauer.

Das Wasser glitzerte, und am blauen Poolgrund tanzten weiße Lichtstreifen. Die Sonne brannte vom Himmel. Wir konnten es kaum erwarten, ins kühlende Nass zu springen. Wie in einem Wettkampf schlüpfen wir so schnell wir konnten aus den Kleidern. Ich ging als Erste im Bikini zum Beckenrand und tauchte meine Hand ins Wasser. Ah, tat das gut. Ich spritzte mir Wasser auf den Hals, die Brust und den Bauch.

Der Mühltaler Max kam mit einem Hurra angerannt und der Lederer Lukas hinterher. Ich wollte die Erste im Wasser sein, nahm Anlauf und machte einen Köpfler. Ich spürte wie meine Hände die Wasseroberfläche durchstießen und mein Körper in das erfrischende Nass eintauchte. Ich öffnete die Augen, das viele Chlor störte mich nicht, und machte unter Wasser ein paar Schwimmzüge, ehe ich auftauchte. Dabei

hätte ich mir um ein Haar meinen Kopf am Poolende angestoßen. Ich sah noch den Mühltaler Max einen Kopfsprung machen. Der Lederer Lukas kreischte, sprang mit einem hohen Satz auf den Pool zu, zog die Beine an und landete mit einer Arschbombe im Wasser. Es spritzte meterhoch in die Luft und hinaus auf den Beckenrand. Die Arschbomben waren die Spezialität vom Lederer Lukas. Bei ihm spritzte es am meisten, obwohl er nicht dick war. Dafür konnte ich den schönsten Köpfler. Kreuzhohl, mit gestreckten Zehen und so. Es sah am elegantesten bei mir aus, hat der Mühltaler Max mir einmal Honig ums Maul geschmiert. Er traute sich als einziger einen Salto. Sogar einen Rückwärtssalto vom Dreimeterturm im Schwimmbad. Er streckte dabei zwar nicht die Füße, aber er hatte den Mut dazu. Ein richtiger Teufelskerl war der Mühltaler Max.

Wir schrien herum. Uns war es auf einmal egal, ob uns die Nachbarn hörten. Der Mühltaler Max hat mich plötzlich an der Schulter gepackt und unter Wasser getaucht. Ich habe Mengen an Wasser geschluckt, fast den halben Pool leerge-trunken. Zum Glück hat er mich bald wieder losgelassen. Wie ein Torpedo bin ich aus dem Wasser geschossen und habe ausgespuckt. Inzwischen hat der Lederer Lukas den Mühl-taler Max umklammert und wollte ihn umschmeißen. Dabei hatte er die rote Badehose vom Mühltaler Max erwischt und ein Stück hinuntergezogen. Ui, war der Hintern vom Mühl-taler Max weiß – wie ein Baby popo. Er hat sich rasch die Hose wieder hinaufgezogen und wütend den Lederer Lukas fester an den Oberarmen gefasst. Die beiden Buben rangelten und stöhnten. Ich bin nebenher geschwommen und fragte mich, wer wohl der Stärkere von den beiden war. Ihre Gesichter waren knallrot und ihre Münder verzogen sie zu Fratzen.

Schlussendlich blieb der Mühltaler Max Sieger und tauchte den Lederer Lukas mit dem Kopf unter. Dann ließ er ihn los, machte ein paar Schwimmzüge im Pool und schwamm zu mir. Der Lederer Lukas hielt sich am Rand fest und hechelte erschöpft wie ein Hund. Ich glaube, er schämte sich vor mir, weil er verloren hat. Er konnte mich fünf Minuten lang nicht ansehen.

Süß war der Lederer Lukas mit seinen schwarzen Haaren und den braunen, tiefgehenden Augen. Anschließend sind wir nebeneinander auf den heißen Steinplatten gelegen und haben uns trocknen lassen. Ich zwischen den beiden. Wange an Wange. Mein linker Arm hat den Arm vom Mühltaler Max berührt. Und mein rechtes Bein das vom Lederer Lukas. So nahe sind wir gelegen. Ich habe mich richtig wohl gefühlt zwischen den beiden. Beglückt. So sollte jeder Tag sein, aber leider ist jeder Tag anders. Wir wollten nochmals in den Pool springen, als ich ein bekanntes Krächzen hörte. Ich reckte sofort den Kopf in die Höhe und suchte den Himmel nach einem Raben ab. Ich sah Herrn Schwarzfeder zwar nicht, aber ich war überzeugt, dass er in der Nähe war. Als auf der Thujahecke noch eine männliche Amsel landete, hatte ich Gewissheit. Wenn Graf von Wurmmund und Herr Schwarzfeder anwesend waren, konnte der Vogelschorsch nicht weit sein. Plötzlich war ich böse auf ihn. Schließlich hatte ich ihm am Vortag klar gemacht, dass ich ihn von jetzt an nur mehr jeden zweiten Tag treffen konnte. Ich wollte nicht, dass die drei aufeinandertrafen. Ich stand auf und spähte zum Zaun. Hatte sich da nicht jemand geduckt?

„Komm, Leni. Spielen wir noch eine Runde“, forderte mich der Mühltaler Max auf. Er schnappte sich den Plastikball und ging mit dem Lederer Lukas zum Pool. Ich suchte die He-

cke mit meinen Blicken ab. Den Vogelschorsch entdeckte ich zwar nicht, aber ganz deutlich hörte ich ein Auto.

„Scheiße, da kommt jemand. Wir müssen abhauen!“, warnte ich meine beiden Freunde. Daraufhin schleuderte der Mühltaler Max den Ball in den Pool und lief zur Terrasse. Ich sammelte meinen Rock, mein T-Shirt und meine Sandalen ein. Gleich darauf schlüpfte der Mühltaler Max blitzartig in sein T-Shirt, packte seine Socken und Schuhe und rannete auf die Hinterseite des Gartens zu unseren Rädern. Der Lederer Lukas rutschte beim Anziehen aus und knallte mit dem Ellbogen auf die Steinplatten. Er verzog den Mund vor Schmerzen, zog sich aber am Boden liegend weiter an, rappelte sich auf und begann zu laufen. Nach ein paar Metern hatte er mich eingeholt.

Wir hörten, wie zwei Personen aus dem Auto stiegen und miteinander redeten. Der Mühltaler Max kraxelte gerade im Höllentempo über den Zaun. Nur wenige Sekunden später stiegen der Lederer Lukas und ich in die Drahtmaschen. Fast gleichzeitig sprangen wir auf der anderen Seite in die Wiese, packten unsere Räder und holperten bergab auf den Wald zu. Nur mit viel Geschick konnte ich einen Sturz vermeiden.

„Hey! Was machst du da? Stehenbleiben! Sofort!“

Die zornige Männerstimme hörte ich aus dem Hintergrund. Ich wagte nicht, mich umzudrehen. Stattdessen trat ich noch kräftiger in die Pedale. Der Mühltaler Max verschwand im Wald. Ich klebte an seinem Hinterrad.

Der Lederer Lukas folgte uns zum Schluss. Wir rumpelten über Baumwurzeln. Der Mühltaler Max verlor die Kontrolle und stürzte. Ich fuhr über seinen Hinterreifen und knallte samt Fahrrad auf den Mühltaler Max drauf.

„Au! Ah!“

Der Lederer Lukas wich uns geschickt aus und kam zwei Meter vor uns zum Stehen. Sein Ellbogen blutete vom Sturz auf der Terrasse. In meinem Kopf dröhnte es. Der Mühltaler Max stöhnte vor Schmerzen. Benommen sank ich neben dem Mühltaler Max ins Moos.

„Du blutest auf der Stirn“, stellte der Lederer Lukas trocken fest. Dann hob er mein Fahrrad vom Mühltaler Max und lehnte es gegen eine Fichte. Das Vorderrad war ziemlich verbogen.

„Das wirst du wohl heimschieben müssen.“

Ich nickte ernst. Meine Mutter würde mich mit lästigen Fragen löchern. Teilnahmslos betrachtete ich die dunkelrote Blutspur auf meiner Haut. Der Lederer Lukas hob das Rad vom Mühltaler Max und lehnte es an meines. Es schien nicht beschädigt zu sein. Schwerfällig richtete sich der Mühltaler Max auf. Er hatte Kratzer an der linken Wange und tiefe Abschürfungen an seinen Unterarmen. Wie winzige rote Flüsse lief ihm das Blut über die Haut. Wir sahen uns in die Augen. Ich hatte Blut auf der Stirn, er an der Wange und am Arm. Dann prusteten wir los. Der Mühltaler Max hat sich auf dem Waldboden hin und her gewälzt. So einen heftigen Lachanfall hat er bekommen. Der Lederer Lukas hat gekichert. Ich glaube, der ganze Wald bestand nur mehr aus Bäumen und unserem Lachen. Nach ein paar Minuten hörten wir auf, und dann kamen die Schmerzen. Mein Knie war auf einmal ganz blau. Der Mühltaler Max humpelte gebückt ein paar Meter, als wäre er hundert Jahre alt.

„Ah! Kacke! Mein Knöchel!“, klagte er und lehnte sich mit schmerzverzerrtem Gesicht gegen einen Stamm. Der Lederer Lukas schob das Rad vom Mühltaler Max ein Stück. Mit wachem Blick inspizierte er die Räder und das Ganggetriebe.

„Wenigstens ist dein Rad in Ordnung.“ Der Mühltaler Max setzte wieder einen Schritt vor den anderen. Jetzt kam er zügiger voran und mit aufrechtem Oberkörper.

Ich versuchte, mein Fahrrad zu schieben, aber der Vorderreifen ließ sich kaum bewegen. Wütend warf ich das Fahrrad zur Seite und trat mit einem Fuß darauf.

„Wieso muss gerade mir das passieren?“

„Du kannst zu uns in die Werkstatt kommen. Mein Vater fährt einmal mit dem Traktor drüber, dann ist es wieder wie neu“, lachte der Mühltaler Max. Ich grinste und hob mein Fahrrad wieder auf. Wir schoben unsere Räder durch den Wald, weit genug vom Garten der Feichtinger Simone entfernt über die Wiese zur Schotterstraße hinauf. Trotzdem fiel uns in der Einfahrt ein Auto auf. Ein Mann und eine Frau schimpften mit einem Jungen. Mir stockte fast der Atem. Der Vogelschorsch stand mit gesenktem Kopf vor den beiden.

„Das gibt es doch nicht. Dein Freund!“, wunderte sich der Mühltaler Max. Der Lederer Lukas warf mir einen argwöhnischen Blick zu.

„Was gaffst du denn so bescheuert? Ich weiß nicht, was er dort gesucht hat.“ Dann schob ich auf das Haus von der Feichtinger Simone zu.

„Leni! Was machst du?“

„Sagen, dass wir es waren. Was sonst? Der Vogelschorsch ist doch unschuldig.“

„Spinnst du? Wenn er so dämlich ist und sich erwischen lässt, ist das sein Problem. Warum sollen wir für ihn den Kopf hinhalten“, fand der Mühltaler Max. „Er hätte uns nicht nachspionieren soll. Selbst schuld. Seit wann heißt er denn Vogelschorsch? Vogelschorsch! Vogelschorsch! Ha! Ha! Tref-fend.“

Der Mann öffnete die Hintertür seines Autos. Warum hielt sich der Vogelschorsch nicht an unsere Abmachungen? Total bescheuert. Er stieg auf die Rückbank des Wagens. Der Mann warf die Tür zu. Wir hörten wie der Wagen losfuhr und nach wenigen Metern in die Schotterstraße einbog. Herr Schwarzfeder flog neben dem Wagen, wie ein dunkler Schutzengel. Mit etwas Abstand folgte Graf von Wurmmund. Wahrscheinlich brachten sie den Vogelschorsch nach Haus, um ihn bei seinen Eltern zu verpetzen. Geschah ihm ganz recht! Hätte er nicht die Nase in Sachen gesteckt, die ihn nichts angehen. Trotzig trug ich das Rad den Hügel empor. Ich erreichte als erste die Schotterstraße. Zehn Minuten später standen wir vorm Hof vom Mühltaler Max. Ich ließ mein Rad zur Reparatur dort.

Ich ging vom Hof bis zu unserem Haus zu Fuß. Mit meinem schmerzenden Knie kam ich nur stockend voran. Meine Zehen waren von der Schotterstraße ganz staubig. Vor unserer Hausmauer habe ich es mir anders überlegt. Ich musste mit dem Vogelschorsch Klartext reden. Er konnte uns nicht einfach so nachspionieren. Das ging nicht. Da kam nur Kacke heraus. Riesenkacke. Für ihn und für uns.



Von den Himbeersträuchern verborgen, verschaffte ich mir ein Bild über die Lage. Das Fenster hinterm Gitter stand sperrangelweit offen. Herr Schwarzfeder stolzierte den Dachfirst entlang. Von Graf von Wurmmund war nichts zu sehen. Als ich gerade losstarten wollte, hörte ich auf der Schotterstraße Schritte. Die Mutter vom Vogelschorsch summt ein trauriges Lied. Ihr Blick war starr nach vorne gerichtet. Hurig setzte sie einen Fuß vor den anderen. Was bedeutete das? Weshalb verließ die Mutter gerade jetzt das Haus? In mir kroch ein unangenehmes Gefühl hoch.

Gebückt schlich ich auf das vergitterte Fenster zu und horchte. Ich hörte aufgeregte Schreie. Die helle Stimme erkannte ich. Die dunkle, tiefe war mir fremd. Sie musste seinem Vater gehören. Mein Herz hämmerte wild in meiner Brust. Dann war es plötzlich still, und ich hörte ein leises Schnalzen. In kurzem Abstand ein zweites Mal. Ein drittes Mal. Wachsam richtete ich mich auf. Das Schnalzen ging weiter. Durch die Gitterstäbe sah ich ins Hausinnere. Es war das Zimmer vom Vogelschorsch. Etwa zwei Meter vom Fenster entfernt stand ein Mann mit dem Rücken zu mir. Sein Vater. Ich erkannte seine hagere Gestalt, hörte ihn schwer atmen und roch seinen Schweiß. Mit etwas Abstand stand der Vogelschorsch vornübergebeugt da. Er stützte sich mit den Händen auf seinem Schreibtisch ab. Sein Mantel hing an einem Haken an der Wand. Er trug sein weißes Hemd. Seine Hose samt Hosenträger und seine Unterhose hingen über

den Knien. Sein Hintern war entblößt. Er war genauso weiß wie der vom Mühltaler Max. Nur mit roten Striemen überzogen. Erst jetzt nahm ich den Gürtel wahr, den der Vater in der rechten Hand an der Schnalle hielt. Wie eine dunkle unheilbringende Schlange wand er sich in der Luft, um im nächsten Augenblick auf den Hintern vom Vogelschorsch zu peitschen.

Wieder ertönte dieses Schnalzen. Wäre sein Klang nur ein Geheimnis geblieben. Der Vogelschorsch weinte nicht und schluchzte nicht. Er ertrug die Schläge lautlos. Wieso brüllte er seinen Schmerz nicht aus dem Leib? Wieso wehrte er sich nicht? Hatte seine Mutter deshalb das Haus verlassen? Wollte sie die Bestrafung des Vaters nicht mit ansehen? Da fiel es mir plötzlich wie Schuppen von den Augen. Nur allzu gut verstand ich nun, weshalb der Vogelschorsch keine Gürtel trug.

Wieder schnellte die Schlange nach vorne. Neuerlich ein Schnalzen. Hör auf! Lass ihn in Ruhe, wollte ich den Vater anschreien, ihm meine Wut in den Rücken brüllen. Vor Aufregung zitterte ich am ganzen Körper, brachte aber keinen Ton heraus. Wie konnte ich den Vogelschorsch nur so im Stich lassen?

Dann war es auf einmal still. Der Vater rollte den Leder Gürtel zusammen, ging wortlos an seinem Sohn vorbei und schloss die Tür hinter sich. Der Vogelschorsch horchte einen Moment auf die Schritte, die sich entfernten. Dann strich er mit seiner Hand die Striemen über seinen Hintern nach, bückte sich und zog seine Hosen hoch. Unvermittelt drehte er sich zu mir um und entdeckte mich. Am liebsten wäre ich im Erdboden versunken.

Überrascht zwang er sich zu einem Lächeln. Ich fühlte mich schlecht. Schuldig. Er trat auf mich zu. Ich drehte mich um

und lief fort, so schnell mich meine Füße trugen. In meinem geschwollenen Knie stach es, aber ich biss die Zähne zusammen. Der Vogelschorsch trat ans Gitter heran und hielt sich mit einer Hand daran fest. Kurz vor den Himbeersträuchern drehte ich mich noch einmal um.

Noch heute sehe ich seine Augen vor mir. Herr Schwarzfeder krächzte aufgeregt und seine schwarzen Augen verfolgten mich. Sein Krächzen kam mir wie eine dringliche Warnung vor. So schnell ich konnte, rannte ich zwischen den Apfelbäumen und Birnenbäumen über die Wiese auf unseren Garten zu. Vorm Kirschbaum blieb ich nach Luft ringend stehen. Mein Magen schnürte sich zusammen, mir wurde übel und ich kotzte. Ich stolperte, fiel in den weichen Rasen und schluchzte los. Hilflos lag ich auf dem Rücken und starrte in die Blätter, die sich über mir hin- und herbewegten. Wie in einem grünen Wellenmeer. Geborgen und voller süßer Versprechungen. Aber ich konnte nicht einfach so abtauchen. Es gelang mir nicht.

*Für Konrad, dessen Loyalität und Hilfsbereitschaft
mich immer wieder beeindrucken.*

Ulrike Möltgen, geboren 1973 in Wuppertal, studierte Kommunikationsdesign bei Wolf Erlbruch. Sie lehrte als Dozentin an der Folkwang Universität der Künste in Essen, ihre Arbeiten sind vielfach ausgezeichnet worden und werden in Ausstellungen gezeigt. Bekannt wurde Ulrike Möltgen insbesondere durch *Der Mondbär*, zuletzt erschienen von ihr in der Insel-Bücherei *Der kleine Häwelmann* und *Das Geschenk der Weisen*. Letzteres wurde 2019 mit dem Troisdorfer Bilderbuchpreis ausgezeichnet. Sie lebt mit ihrem Sohn in Wuppertal.

*Ein verlagsneues Buch kostet in ganz Deutschland und Österreich jeweils dasselbe.
Das liegt an der gesetzlichen Buchpreisbindung, die dafür sorgt, dass die kulturelle Vielfalt
erhalten und für die Leser bezahlbar bleibt. Also: Egal ob im Internet, in der Großbuch-
handlung, beim lokalen Buchhändler, im Dorf oder in der Stadt – überall bekommen
Sie Ihre verlagsneuen Bücher zum selben Preis.*

Vermittelt durch die Agentur Susanne Koppe:
www.auserlesen-ausgezeichnet.de

Copyright © 2019 Verlagshaus Jacoby & Stuart, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Druck und Bindung: Livonia Print
Printed in Latvia



Gedruckt auf PERGRAPHICA® Ivory Rough 1.5 90g/m²,
mit Liebe in Österreich produziert bei Mondi.

ISBN 978-3-96428-031-2
www.jacoby-stuart.de

Manche Menschen überfallen einen wie ein heftiger Sturm, andere Menschen wehen sanft wie eine Wolke in ein Leben – die besonderen unter den Menschen suchen einen wie ein warmer Mairegen Tropfen für Tropfen heim ... Sie graben sich wie kunstvolle Gravuren unauslöschlich in unser Gedächtnis. Solche Menschen vergisst man sein ganzes Leben nicht. So ein Mensch war für mich der Vogelschorsch.

Lena (14) sieht den Vogelschorsch (17) zum ersten Mal, als es Fische regnet. Ihr ist sofort klar, dass er anders ist als alle anderen. Fasziniert von seiner eigentümlichen Art teilt Lena von nun an ihre Zeit zwischen dem Vogelschorsch und ihren Freunden Max und Lukas auf, was zu einem heiklen Balanceakt wird. Ins Schwanken gerät alles, als sie sich zum ersten Mal verliebt, während ihre Eltern plötzlich von Scheidung sprechen. Doch so richtig aus den Angeln gehoben wird ihr Leben erst, nachdem sie das dunkle Geheimnis ihres neuen Freundes entdeckt. Als Lena und der Vogelschorsch zu allem Überfluss im Wald die erschossenen Vögel finden, geht in ihrer beider Leben etwas unwiederbringlich kaputt ...

ISBN 978-3-96428-031-2
www.jacobystuart.de



9 783964 280312